**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 6 (1916)

**Heft:** 26

**Artikel:** Für Vogelfreunde : hilfsbedürftige Vögelchen

**Autor:** Ramseyer, J.U.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-638033

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Kinder und die erholungsuchenden Gäste keinen nahen Spazierweg hatten, um von Fuhrwerken, Velos und Autos unbelästigt sich zu ergehen.

Als nun der Bau der Brienzerseebahn in Angriff genommen wurde, hieß es: Jetzt oder nie!, indem man den Aushebungsschutt des langen Dorftunnels zur Ausfüllung hinter der Quaimauer benutzen konnte, was die Kosten erheblich verminderte. 135,000 Franken wurden gesprochen, für reiche Gemeinwesen eine Kleinigkeit, für eine durch Wildbäche und Schulhausbau beschwerte Gemeinde aber ein kühnes Wagnis.

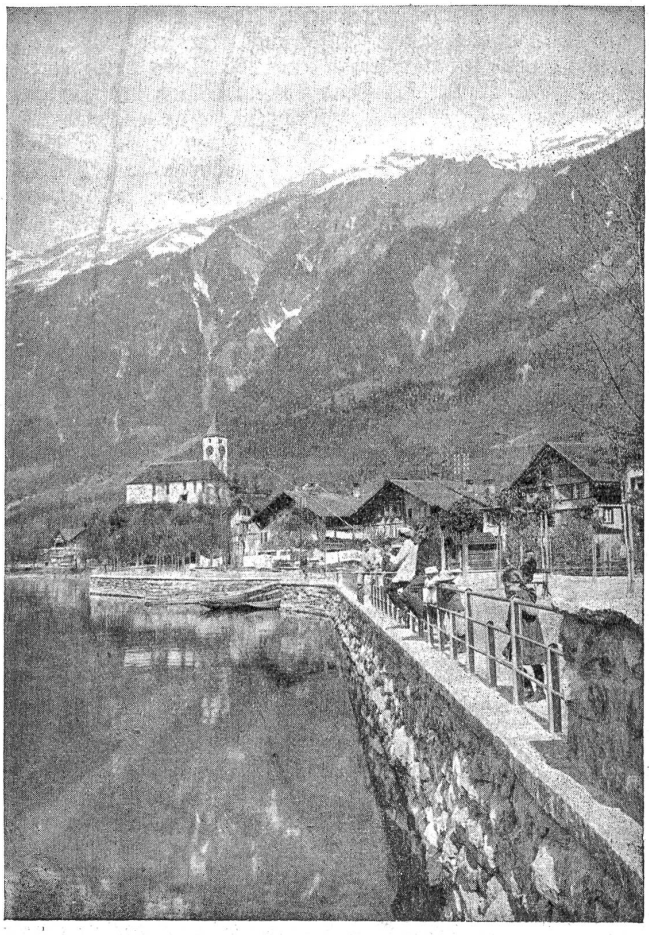
Die Bahnbauunternehmung übernahm das Werk, italienische und hiesige Arbeiter führten es aus und nun steht es da, zur Freude des Dorfes und zur Annehmlichkeit seiner Besucher.

In gefälligen Krümmungen geht dieser Strandweg vom Ostende des Dorfes, dem Landungsplatz der Dampfschiffe, bis zum Westen, bepflanzt mit Bäumen aller Art, die ihre jugendlichen Wipfel hoffnungsgrün zur Sonne erheben und im leichten Winde schaukeln. Hinter ihnen schauen fensterreiche Häuser gegen das Licht, das alte Brienz in bunter Mannigfaltigkeit, in den vorgelagerten Gärtchen streiten sich Nützlichkeit und Freude am Schönen.

Es ist Krieg! Auch unser friedliches Alpental empfindet ihn schmerzlich. Die sonst zu kurzem Verweilen oder längerem Aufenthalt hergekommenen Gäste bleiben aus, English spoken ist überflüssig, wenn die Kanonen reden; selbst die Schweizer, die sich sonst eine Oberlandreise gönnten, behäbige Ehepaare und fröhliche Vereine, sie bleiben zu Hause und sparen. Und doch wird der Brienzerquai auch jetzt von Fremden begangen und gewürdigt. Es sind die uns zugeteilten französischen Internierten, die sich da gerne aufhalten und neuen Lebensmut finden am milden Seestrande, im Angesicht einer abwechslungsreichen Bergwelt. Sie sitzen plaudernd auf den Ruhebänken, angestaunt von den Kindern, denen die roten Hosen und die fremden Gesichter unbestimmte Eindrücke von wildem Männerkampf und hartem Gefangenenlos beibringen, von Blut und Spitalleiden; denn mancher, der munter seiner Zigarette raucht, stelzt auf hölzernem Bein oder künstlichem Fuß oder behilft sich linkshändig, weil ihm die Rechte fehlt.

Diese Sturm- und Drangzeit muß vorübergehen und eine langersehnte Friedenszeit wird unsern Naturschönheiten alte und neue Freunde zuführen.

Doch auch für uns selbst haben wir den Quai gebaut. Welche Lust für die Kinder, wenn die weißen Schaumkämme über die empörte Wasserfläche hinlaufen und die Wellen dröhnend an die Ufermauer schlagen, der Wasserstaub die Rennenden bespritzt, daß sie aufkreischend und zu spät dem Guß enteilen und sich mit dem Rockärmel oder der Schürze die zerwühlten Haare trocknen dann in sicherer Distanz schauen, wie das Dampfschiff mit verblasenem Rauch in schwerem Wiegegang sich gegen die wilden Wogen durchkämpft. Aber lieber und lieblicher sind allen die Friedensszenen im sonnigen Blau, wenn der stille See träumt und die Berge der Nähe und Ferne von der blinkenden Sustenfirn bis zur Riesenkette in ruhiger Größe ins Tal herniederschauen, wo die Menschen schaffen und sorgen. Ist aber die Sonne hinter dem Brienzergrat verschwunden, legt sich abendlicher Schleier über die Niederungen und verglimmender Purpur auf die weißen Gipfel und die trotzigen Felswände, dann gönnt sich auch der müde Arbeiter ein Ruhestündchen; er geht auf den Quai und findet ein lauschiges Plätzchen und freundliche Geselligkeit. In stillem Sinnen, im Anschauen der dämmernden Natur und in nachbarlicher Unterhaltung legt er des Tages Last ab, und in seine schlichte Behausung heimkehrend empfindet er aufs neue: Ja, wir haben eine schöne Heimat und möchten sie nicht gegen die Herrlichkeiten einer Großstadt vertauschen! —l.



Der Quai in Brienz.

# Für Vogelfreunde.

## Hilfsbedürftige Vögelchen.

Der Föhn war im Anzuge; es war somit arges Hudelwetter zu erwarten. Trotzdem jagte der lose Schalk alle Barometer in seinem Tumultgebiete in die Höhe, als ob das schönste Wetter sich ankündigte.

So ließen denn die Bauern ihr dürres Heu auf den Matten liegen, das sonst bei Regengefahr sicher unter Dach gekommen wäre. Der Regen floß wirklich zwei Tage lang dann in Strömen, als ob er kein Ende nehmen könnte, wie es eben der Föhn gern treibt.

Von dem unerwarteten Regen wurde noch jemand überrascht, der sich sonst gut auf das Wetter versteht. Es war der Buchfinkenpapa mitsamt seinen flügge gewordenen Kindern. Das durch das Brutgeschäft körperlich sehr heruntergekommene Weibchen der Singvögel muß sich bis zur zweiten Brut wieder etwas erholen können, sonst würde es bei der zweiten Brut unfehlbar an Erschöpfung sterben. Schon zwei, drei Tage nach dem Ausfluge der Jungen übernimmt das Vogelmännchen sämtliche Wärterpflichten, gibt ihnen den Nüggel, wenn es nötig ist, sorgt für genügenden Kinderbrei, d. h. fliegt mit ihnen zu den Raupen und anderm uns schädlichen Krippelzeug und lehrt sie es kennen und ohne Gabel und Löffel essen. Das Weibchen begleitet die Familie gleichsam als stille Anteilhaberin und beteiligt sich nicht mehr an der Fütterung.

Als ich am zweiten Regentage auf den Zug nach Bern wollte, hörte ich trotz des Regengetrommels auf meinem

Regenschirm Buchfinklein jammern, klagen und um Hilfe rufen. Es war bei einem Apfelbaum, der am Fuße der dammartig erhöhten Landstraße etwa 200 Meter von meiner Wohnung weg stand. Ich stand still und schloß den Schirm halb zu, um genauer hören zu können. Nun entdeckte ich auf einem Aestchen, das unter einem dicken Aste sich hinzog, fünf junge Buchfinklein, die fortwährend um Futter riefen. Eine Buchfinkenstimme unten im Grase antwortete kläglich. Die Mutter der jungen Buchfinklein befand sich auch auf dem Apfelbaum; sie brachte aber den Jungen kein Futter. Vom Männchen merkte ich nichts. War es vielleicht seine Stimme, die im Grase unten auch klagte? Ich ließ meinen Lockpfiff und Lockruf hören, den viele Vögel der Umgebung von meinem Futterbrette her kennen. Sofort bewegte sich an einer Stelle das Gras und ganz tropfnaß arbeitete sich das Männchen zu mir her. Seine Flügel klebten ihm förmlich am Leibe; fliegen konnte es unmöglich. Es und die ganze Brut wären wahrscheinlich zugrunde gegangen. Die Jungen und das Weibchen waren ziemlich trocken.

In seinem Fütterungseifer hatte sich das Männchen nicht Zeit genommen, den Regenmantel bereitzuhalten, sich mit dem Oel aus seiner Fettdrüse einzufetten. Der pflichttreue Finkenpapa dachte eben nicht mehr an sich, als die fünf hungrigen Kinder nach Futter riefen. Ich nahm das hilflose Väterchen in die Hand, kehrte um und trocknete ihm mit dickem, zerknülltem Fließpapier die Federn. Hierauf pinselte ich ihm mit feinstem Salatöl das Röcklein ein und setzte es in den ihm wohlbekannten Futterkasten. Schnell füllte es da sein leeres Futtersäcklein und flog dann fröhlich mit einem Schnabel voll zu der Familie. Nach einiger Zeit befand sich die ganze Finkenfamilie beim Futterkasten, wo sie vor Regen und Wind geschützt war und sich mit gequetschten „Gräubi" (Rückstand beim Fettsieden) ihren Hunger stillten. Das Männchen war mit den Jungen wahrscheinlich auf der Abschiebungsreise begriffen. Etwa vierzehn Tage nach dem Ausfluge führt das Männchen seine Jungen allmählich so weit vom Nestorte weg, daß sie den Weg dahin nicht mehr finden. Damit bezweckt das kluge Vögelchen wichtige Dinge. Es käme sonst dazu, daß es einst mit seinen eigenen Kindern um sein Nestrevier kämpfen müßte und das wäre — auch unter Vöglein nicht fein. Dann vermischen sich die weggeführten Vogelkinder mit andern und verhüten so eine Ausartung und Verschlechterung der Nachkommenschaft. Denn sonst könnte es leicht vorkommen, daß sich die Geschwister paarten, was allerlei böse Folgen nach sich zöge.

Auch ein Kohlmeisenweibchen kam einmal bei starkem, langen Regenwetter auf das Futterbrett, um für seine Nestjungen Futter zu holen. (Fleisch oder Gräubimehl.) Es war aber so naß, daß es sich nicht mehr getraute, wegzufliegen. Ich behandelte es auf gleiche Weise wie das Finklein; es erschien später noch oft, wenn die Bäume ihm für die Jungen nicht genug Braten lieferten.

Auf ähnliche Weise könnte noch manches Vögelein gerettet werden. Wer könnte es überhaupt über das Herz bringen, einem hilfsbedürftigen Vöglein die Hilfe zu versagen?

J. U. Ramseyer.

# Zu den Bildern von Hans Widmer, Brienz.

In unserm Kunstmuseum hängen zurzeit zweiundzwanzig kleinere und größere neuzeitliche Werke des Brienzer Kunstmalers Hans Widmer. Auf den ersten Blick nimmt uns der naturwüchsig-bodenständige Realismus und die Farbenfreudigkeit dieser Bilder gefangen. Und sofort erkennen wir auch, daß dieser Künstler mit der Natur und der Wirklichkeit geht und daß ihm in diesen Dingen, aber auch in der Komposition und Maltechnik die Ueberlieferung Führerin ist. Der Kunstnobismus wird ihn dieses Umstandes wegen mit überlegenem Achselzucken abtun; um so mehr aber wird seine Kunst in weiteren Volkskreisen Verständnis und Zustimmung finden. — Aber ganz abgesehen von dieser Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kunstrichtung hat Hans Widmer in seinem Künstlertum so viel Kraft und Eigenheit, daß ein Hinweis auf ihn durchaus gerechtfertigt ist. — Ein Vergleich mit Max Buri, mit dem er ja gute Nachbarschaft pflegte, ist naheliegend; Widmers Bilder sind hellfarbig, sachlich, scharf, treu und lebensvoll wie Buris Bilder; doch betonen sie zum Teil das Genrehafte, das Idyllische stärker, als das bei Buris Bildern der Fall ist. Wenn diese mit Meisterschaft das Charakteristische, Lebendige, Bleibende festhalten, so bleibt an jenen oft noch das Zufällige und Vergängliche haften, das die Wirkung schmälert. Dieser Unterschied ist leicht zu verstehen aus der umfassenden, tiefwirkenden Schulung, die Buri als ein vom Schicksal Begünstigter genoß und der das mühsame Ringen eines Selbstsuchers gegenübersteht. Doch auch aus Widmers Bildern spricht schon die Kraft eines in sich gefestigten Künstlers und Charakters; Hans Widmer ist nicht bloß ein Werdender, sondern auch ein schon Gewordener. Das Selbstbildnis des Künstlers zeigt das sehr deutlich. Das Porträt überhaupt scheint Widmers eigentliche Domäne zu sein. Er hat hier einen flotten und sichern Pinsel und versteht es ausgezeichnet, Leben zu malen. — Diese seine Stärke tritt besonders deutlich zutage bei seinem prächtigen Werke „Die Verlobten". Zwei junge Bergler, ein Bursche und ein Mädchen in Landestracht, schreiten Hand in Hand durch die schöne Berglandschaft: das menschgewordene Glück. Die Seligkeit des jungen sorgenlosen Brautstandes liegt auf den beiden leuchtenden Gesichtern, aber auch die Sicherheit und das Selbstbewußtsein zweier Menschen, die innerlich und äußerlich gegen die Zukunft gefestigt sind und ihr mit Zuversicht entgegenblicken. Die beiden Figuren sind in Ueberlebensgröße mit porträtistischer Treue, frei von jeder sentimentalen Symbolik oder irgend einem Beiwerk gemalt; sie wirken aus der nötigen Distanz betrachtet, wie unmittelbares Leben, wie eine gute Volkserzählung. Den Landschaftshintergrund behandelt der Künstler liebevoll, vielleicht nur zu ängstlich-sorgfältig. Daß Widmer indessen auch richtige Landschaftsstücke zu machen versteht, beweisen die Landschaften, die neben den „Verlobten" hängen; auch die andern seiner Ausstellung.

Widmer ist ein intimer Kenner des Volkstums. Seine Genrebilder wirken zumeist durch die geschickte Behandlung des Kostüms und des volkskundlichen Details („Oberhasler", „Herbst"). Einen glücklichen Griff ins Volksleben hinein tut er mit seinem famosen „Kuhgaden"-Bilde: ein Senne stülpt das Hirtenhemd über seine kraftstrotzenden braunen Arme und rüstet sich zum Melken; die Sonne flutet durch die geöffnete Stadeltüre herein und übergießt den Sennen und die vor ihm liegende Kuh mit warmem Licht.

Daß Widmer kein Ateliermensch ist, beweisen auch die flotten Franzosenbilder der Ausstellung. Kaum sind diese jungen Rothosen mit den sentimental-kecken Schnurrbärtchen auf dem neuen Brienzerseequai aufgetaucht, so hat sie der Maler schon entdeckt und in mannigfachen Variationen mit forschem Pinsel auf der Leinwand verewigt. Das Quai-Bild mit den fischenden und sich sonnenden Franzosen (siehe vorn) gehörte als zeitgeschichtliches Dokument irgend an einen Ort, der den historischen Erinnerungen geweiht ist. — Hans Widmer ist noch jung, er hat noch ein schönes Stück Leben vor sich. Gewiß werden wir noch öfters Gelegenheit haben, auf sein Schaffen zurückzukommen und Erfreuliches darüber zu melden.

H. B.